

„Die Smart City ist tot“

Dietmar Offenhuber, Stadtplaner und Vortragender bei der Ars Electronica, über urbane Zukunftsvisionen, gescheiterte Konzepte und Städtewachstum.

Von Bernd Vasari

Linz. Mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung lebt mittlerweile in Städten, bei steigender Tendenz. Was bedeutet diese Entwicklung für den städtischen Lebensraum? Die „Wiener Zeitung“ hat bei Stadtplaner Dietmar Offenhuber nachgefragt.

■ ■ ■

„Wiener Zeitung“: Herr Offenhuber, es gibt unzählige Zukunftsszenarien von Städten, wie man auch hier bei der Ars Electronica sehen kann. Wie werden Ihrer Meinung nach zukünftige urbane Lebensräume aussehen?

Dietmar Offenhuber: Ich finde, dass man die Frage nach Modellen immer in Zusammenhang mit den Fragen „Für wen?“ oder „Von wem?“ stellen muss. Städte sind keine neutralen Container für menschliches Handeln, sondern Mittel zum Zweck. Die Frage, wie wir in Zukunft leben wollen, ist daher keine unpolitische. Verschiedene Akteure und Gruppen haben hier verschiedene Vorstellungen und Ziele. Da kann es mitunter auch zu speziellen Konstellationen kommen, wo Entscheidungsträger an einem Strang ziehen, obwohl sie eigentlich unterschiedliche Interessen haben.

Können Sie dafür ein Beispiel nennen?

Die Städteentwicklung in den USA ist jahrzehntlang nach dem Modell, das Harvey Molotch als „Wachstumsmaschine“ bezeichnet hat, vollzogen worden. Ein Modell, in dem Politik, Medien, und Wirtschaft an einem Strang ziehen, da alle diese machthabenden Akteure gleichermaßen von Wachstum profitieren. Auch die berühmte „Smart City“ muss man in diesem Zusammenhang betrachten. Gerade in Asien werden viele Städte, oft auch explizit unter dem Smart City Label, in die grüne Wiese oder auf ehemaligen Industriegebieten geplant. Die Stadtregierung erwartet sich dadurch einen Anstieg der Steuereinnahmen. IT-Firmen bekommen langfristig interessante Infrastrukturaufträge, es entstehen Jobs für die Bevölkerung etc., alles ein Resultat der wachsenden Stadt.

Jobbeschaffung, Steuereinnahmen: Das klingt ja erstrebenswert. In Ihrem Vortrag haben Sie das Smart-City-Konzept allerdings als überholt kritisiert. Warum?

Die Smart City ist tot. Das Modell, das eine IT-Firma, wie IBM oder Cisco, ungebremst alle Daten einer Stadt vom Lichtmasten bis zur Mülltonne sammelt, verwertet

ZUR PERSON



Dietmar Offenhuber

ist Assistant Professor für Art und Design und Public Policy an der Northeastern

University in Boston (USA) und promovierte in Stadtplanung am Massachusetts Institute of Technology.

Foto: flickr



Hongkong hat mehr als 7 Millionen Einwohner und wächst weiter.

Foto: Photonstock/Corbis

und verwaltet, ist gescheitert. Ich möchte nicht Technologie in der Infrastruktur und Datenanalyse grundsätzlich kritisieren, da diese Überlegungen schon wichtig sind. Problematisch ist aber die Tatsache, dass nur alles in einer Hand ist, also nur eine Firma die ganze Infrastruktur kontrolliert.

In Wien setzt man sehr stark auf die Smart City. Zuletzt wurde ein gemeinsames Projekt mit Siemens präsentiert, bei dem 350 Datenpunkte in der Stadt analysiert werden sollen, um die Bereiche Klima, Verkehr, Energie, Gebäude mit allgemeinen Statistiken zusammenzuführen...

Nun ja, 350 Datenpunkte sind nicht gerade viel. Generell funktioniert Europa aber anders als Asien oder die USA, da in der Regel soziale Aspekte stärker berücksichtigt werden. Die Stadtregierungen sind in einer sehr mächtigen Position und in der Lage, Infrastruktur zu planen und umzusetzen, die auch tatsächlich funktioniert. Ich habe das Seestadt-Aspern-Projekt in Wien über viele Jahre hinweg aus der Distanz mitverfolgt, bin aber nicht mit jeder Einzelheit vertraut. Mir gefällt sehr gut, wie Mobilität und öffentlicher Verkehr mitgedacht wurde. Hier ist Wien bzw. Europa fast allen US-amerikanischen Städten weit voraus.

Oftmals ist sparsamer Ressourcenverbrauch das Maß aller Dinge, wenn es um zukünftige Städte geht. Bestenfalls sollen Städte sich selber versorgen und nicht mehr auf das Umland angewiesen sein. Ist das möglich?

Durch Skalierungseffekte bei Infrastruktur etc. gelten Städte in vielerlei Hinsicht als ressourcenschonender als andere Siedlungsformen. Eine neue Straße oder ein Kanalisationsystem zu einem einzelnen Haus am Wald ist weniger ressourcenschonend als für eine größere Siedlung. Ob völlig autarke Städte aber sinnvoll sind, ist zu bezweifeln, da Handel und Austausch ja immer zentrale Faktoren bei der Entwicklung von Städten waren und sind.

In Singapur wird versucht, die Abhängigkeit der Stadt von ihrer landwirtschaftlichen Umgebung zu verkleinern. Es gibt dort die ersten Versuche, den Anbau von Gemüse auf die Etagen von Hochhäusern zu verlagern. Kann sich dieses Konzept durchsetzen?

Jede Art von Hochhaus ist immer eine ökonomische Rechnung: Der Ertrag pro Quadratmeter muss die Grund-, Bau- und Erhaltungskosten rechtfertigen. Das ist bei Mieten schon oft nicht einfach. Bei Agrarprodukten kann das, wenn überhaupt, nur in ganz

speziellen Fällen funktionieren. Aber es gibt schon technologische Ansätze für High-Density Farming, bei denen etwa Lichtleitern zum Einsatz kommen und natürlich auch die verschiedensten urbanen Landwirtschaft Bewegungen. Ich denke also schon, dass Landwirtschaft in der Stadt in Zukunft eine größere Rolle spielen wird.

Derzeit gehen die meisten Prognosen davon aus, dass immer mehr Menschen in die Städte ziehen werden. Stimmen Sie dem zu?

Es gibt auch viele Menschen, Firmen, etc., die wieder auf das Land zurückzuziehen. In London ist das etwa verstärkt zu beobachten. Der Grund dafür ist aber nicht die Suburbanisierung (der Traum vom Einfamilienhaus) wie in den Nachkriegsjahrzehnten, sondern meist eine pragmatische finanzielle Entscheidung. Das Phänomen schrumpfender Städte ist hier natürlich auch zu erwähnen – wobei es sich meistens um industrielle Zentren handelt, die ihre ökonomische Grundlage verloren haben. Der Trend kann aber nicht geleugnet werden. Vor allem in Südost-Asien und Afrika gibt es stark wachsende Städte. In Indien leben beispielsweise, trotz hoher Stadtwachstumsraten, immer noch viele Menschen am Land. Da wird in Zukunft noch einiges an Urbanisierung passieren. ■